

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1928

195 (22.8.1928) Die Mußestunde

Unter dem Markgrafen Friedrich V. hören wir erstmals vom Langensteinbacher Pfarrhaus. Im Jahre 1656 befuhr nämlich ein Kirchenvisitor aus Speyer auf Betreiben des Dechanten den Ort und befürwortet verschiedene bauliche Erneuerungen an der Pfarrerswohnung, wie auch die Neubefestigung eines Oransiums für die Geistlichen. Ansehend aber wurden damals, wobei die Geldnot mahnend gewesen sein dürfte, nicht sämtliche Schäden am Pfarrhaus behoben. Denn 1664 berichtet der von Umis wegen bestellte kirchliche Beauftragte von weiteren bestehenden Mängeln. Mehrere wollten derartige Mitteilungen, die sich auf die Baukunst des Oransiums beziehen, auch in der Folgezeit nicht verumfassen. So meint ein Berichterstatter namens Götz in einem Schreiben aus dem Jahr 1721, eine notwendige Gesamtneuerrichtung des Hauses sei vordringlich zu behandeln. Und noch 1738 bittet der damalige Pfarrer Eisenlohr das Fortamt um Ueberlassung von einigen Forststücken aus den Langensteinbacher Waldungen damit er sich ein „Kammerlein“ errichten könne. Denn sein Pfarrhaus sei das kleinste in der ganzen Markgrafschaft und müsse ihm noch seinem Vizear Raum bieten. Die beredten Vorstellungen des wackeren Pfarrers erreichten 18 Forstland, wozu er sich zu besorgen 2 Eichen und 18 Forstland. Immerhin dauerte es aber noch geraume Zeit, bis man sich endlich zu dem nimmer länger aufschiebbarer Neubau entschließen konnte. Dieser Entschluss ward allerdings durch den Eintritt eines elementaren Ereignisses unvorhersehbarer Weise gefährdet, da 1769 unter Pfarrer Grün (1767—1774) das Pfarrhaus mit den gesamten wertvollen Kirchenatzen ein Raub der Flammen wurde. Das heute noch vorhandene Pfarrhaus ward dann schließlich 1774 bezogen.

Bisher gehört vielleicht auch das 1780 unter Pfarrer F e r e m i a s B e t geäußerte Verlangen der Langensteinbacher um Errichtung eines neuen Friedhofs, das ja gerade jetzt dabei ist, sich die Verstorbenen aus Langensteinbach und Auerbach auf einem gemeinsamen Gottesacker die Grabesruhe. Die Auerbacher weisen dementsprechend 1793 ihren neuen Kirchhof ein. In frühester Zeit mag wohl der Begräbnisplatz bei der St. Barbarakapelle die Toten der beiden Gemeinden aufgenommen haben. Schreibt doch Ernst Julius Beschkin in seiner „Gott'sauer Kronik oder Orts- und Geschichts-Beschreibung der Benediktiner-Abtei Gottes Aue bey Carlsruhe“: „Am die Kirche war eine Mauer aus bloßen Steinen im Kreise errichtet, welche noch immer so viel Raum übrig ließ, um eine Menge Volks zu lassen. Es war ein Begräbnisplatz. . . Solche Friedhofsanlagen mit Befestigungen fanden sich im Mittelalter und auch in späterer Zeit häufig, so daß es also nicht weiter auffallen kann, wenn wir auch bei der Sankt Barbarakapelle einen solchen Kirchhof mit einer Ringmauer antreffen. Fortan aber fanden auf dem Langensteinbacher Totenacker nur noch Gemeindeangehörige ihre letzte Ruhestätte. Inwiefern endlich aber die Geschichte der idyllisch gelegenen St. Barbarakapelle selbst mit derjenigen der Pfarrer Langensteinbach zusammenhängt, wird in einem besonderen Abschnitt dargelegt werden.“

Die viel und oft behörte Frage betreffs des bei Langensteinbach vor Zeiten angenommenen Klosters darf hier flüchtig gestreift werden. Crutius vertritt die Ansicht, auf der Stelle, wo sich später das Langensteinbacher Kloster erbaut wurde, habe demalst ein „ein Kloster weiblichen Geschlechts“ gestanden, dessen Räume im Laufe der Zeit als Amtshaus dienstbar gemacht worden seien. Der oben erwähnte Amtssteller Johann Brodbeck soll um 1590 diese ehemaligen Klostergebäude bewohnt haben. Allein so schreibt J. B. Koll („Historisch-statistisch-topographisches Verikon von dem Großherzogtum Baden“, II. 199 ff., Karlsruhe 1814), „es ist ganz wahrscheinlich, daß er denn eben sowohl durch eine falsche Sage betrogen worden, als wenn er meint, daß zu Spielberg, einem Filialort von Langensteinbach, ein Benediktiner-Mönchs-Kloster gestanden, so man der heiligen Jungfrauen und Marien Barbara zu Ehren erbat. Franciscus Petri ist auch dadurch hingerufen worden, um damit er auch andere besser anführen möge, schreibt er fol. 768, es sey ein uraltet Kloster gewesen. Allein man findet außer einer Kirche nicht die geringste Spur, daß jemals ein Kloster dabei gestanden.“ Johann Kaspar Maffei freilich gibt seiner Auffassung über die Klosterfrage im I. Hefte der 1728 erschienenen „Notices de l'ancien Lucerne“ einen etwas andern Ausdruck, wenn er schreibt: „Nach einstimmiger Beobachtung sind bey einem vor mehreren Jahren entdeckten Nachsuchen nicht unbedeutliche Spuren von einem Kloster entdeckt worden. Bloß ein mit Bäumen bewachsener, im Kreis abgerundeter Hügel von beträchtlicher Höhe ist da. Hat je hier ein Kloster existiert, so muß man annehmen, daß es wenigstens schon vor 500 Jahren von Grund aus zerstört worden sey; denn manche Bäume bestanden ein Alter von mehr als 400 Jahren.“ Das rätselhafte Kloster müßte daher mindestens zur Zeit, da Langensteinbach zum ersten Mal in der Geschichte antritt, also gegen Ausgang des 13. Jahrhunderts, bereits in Trümmern gelegen sein. Wir dürfen jedoch getrost annehmen, daß ein Kloster niemals in oder bei Langensteinbach bestanden hat.

(Fortsetzung folgt)

Kinder in den Hexenprozessen

Von Eobach Baefer

Zu den furchtbarsten Missetaten, die auf der Geschichte der „Kristlichen“ abendländlichen Menschheit lasten, gehört die Tatsache, daß das Willen der Inquisitionen und Hexenprozesse nicht auf die Verbrechen der Heiligkeit und Unschuld des Kindes, als eines doch noch unverständigen, für seine Sündlungen und Worte nicht verantwortlichen Wesens, wickelte man nämlich eine Geschichte der Rolle des Kindes in Hexenprozessen und als „Hexen“ schreiben man brüchige über diese Schauerlichkeit ein ebenso umfangreiches gelehrtes und historisch voll beweiskräftiges Werk zusammen als über eine andere historische Schandthat. Denn die uns allen heute, scheinbar so geläufige Auffassung von der Unverantwortlichkeit des Kindes ist in all diesen finsternen Jahrhunderten keineswegs respektiert worden. Kinder als Zeugen gegen Hexen und Ketzer, Kinder als Hexen und Teufelsweiben, welche ein Abrund menschligen Glendes und Leides tut sich da auf, wach ein Abrund aber auch — auf Seiten der Richter — von Verworfenheit, Unwissenheit und Dummheit! Wir wissen — wie leicht sind Kinder zu erschrecken und einzuschüchtern, wie leicht zu beeinflussen, wie leicht verman man ihnen sonst grundferne und fremde Ideen und Befindungen zu suggerieren, deren gegenständliche und wörtliche Bedeutung sie gar nicht zu umfassen vermögen. Es fehlt dem Kinde die Fähigkeit, Antriebe zu durchschauen, die Hintergründe eines Vorganges, die Auswirkung einer Aussage, die menschliche und moralische Zuverlässigkeit seiner Ausfrager zu prüfen — das alles bricht noch unvernünftigen, unumhinwendigen (im richtigen Wortsinne unumhinwendigen) Kindern, von „amoch vernünftigen Wesen“, und entbehrt doch wiederum sich nicht, das Kind in seine Fänge zu reifen, als Opfer oder als Angeber. Nicht zuletzt muß diese Schmach zurückgeführt werden auf das Beispiel, welches die katholische Kirche in Grundtätigkeiten ab; die Kirche hält ja heute noch an der Verantwortlichkeit des Kindes fest, indem sie es im frühesten Kindesalter zur „Sündenbeichte“ verpflichtet, und es mit dem 11. Jahr und früher zum ersten Mal die Kommunion empfangen läßt, bei welcher das Kind das bei der Taufe unbewußt abgegebene Glaubens-Bekenntnis „feierlich“ bewußt und „aus freiem Willen“ wiederholen muß.

So ist es erklärlich, daß es auch nicht lange her ist, daß in einem katholischen Lande der letzte Prozeß gegen eine leibhaftige Kindhexe stattfand, in Mexiko, das ja gerade jetzt dabei ist, sich die ärgste katholische Reaktion vom Hals zu schaffen. Kurz nach 1879 (1) nämlich wurde dort ein in einem Mädchen der Haare weggeschoren, sei einem Strickens aus dem Weg wegschoben und habe alle Häuser vertrieben, an denen sich Hufeln als Schöpfer befanden.“ Mit ihr fand ihr kleiner Bruder vor Gericht. Beide wurden der Hexerei, Verbindung mit dem Teufel, für schuldig gefunden und — verbrannt.

Zu den ungeheuerlichsten Verbrechen dieser Art gehörten jedenfalls der Prozeß, der sich 1689 in Schweden abspielte. In den schwedischen Ortschaften Eldsde und Mora in Dalekarlien kam es damals nämlich vor, daß Kinder in Ohnmachten und Krämpfen fielen und später, im Bewußtseinsaufstand von einem Szenenabbat erzählt, der an einem mystischen Ort, „Blakulla“, stattfand und zu dem sie von Hexen entführt würden. Hier hätten sie zweiweilen „vom Teufel geprügelt“ erhalten, woraus auch ihre Krankheit stamme. Das Volk bezeichnete eine Menge Frauen der Hexerei und der Mitschuld an diesen Dingen und erzog ihre Festnahme. Eine große Untersuchung wurde angestellt, etwa dreihundert Kinder verhörte, die die tollsten Dinge zu erzählen wußten, teilweise sehr unangenehmen Inhalts. Die Eltern der Kinder erklärten zwar, daß die Kinder in ihren angeblichen Szenenabhandlungen ruhig zu Hause in den Betten gelegen hätten. Die hochweisen Herren hielten aber natürlich wie für alles Unsinntige auch hierfür eine Erklärung: die Kinder waren eben „geistig entführt“, worden. Alles übrige bewirkte die Tortur. Viele gestanden, was man wollte, und es wurden schließlich vierunddreißig Erwachsene und fünfzehn Kinder verbrannt, sechshundert Kinder verurteilt, ein Jahr lang, jede Woche einmal an den Kirchenstützen ausgepeitscht zu werden, und amansig der jüngsten Kinder nur an drei aufeinanderfolgenden Tagen hart geschlagen. . . Natürlich enthalten die Gefändnisse Ausauburten der tollsten Phantasie. Die Uebererinnung der meisten Aussagen in den Hauptpunkten beruht natürlich auf Suggestion und Selbstsuggestion, begünstigt durch die natürliche Lust der Kinder am Erzählen und Phantasieren, durch das sie sich hier allerdings ein furchtvolles Urteil sprach.

Ein ähnlicher Monstre-Prozeß mit Kindern spielte sich von 1634—37 in Frankreich in der Stadt Loudon ab. Auch hier wieder ein Uebermaß menschlicher Dummheit und bei den Anführern des Ganzen gemeine Verschlagenheit. Angeklagt war ein Priester der Stadt, Grandier, dem die seine Gesellschaft der Stadt Rede angehängen hatte. Er sollte eine große Anzahl von ganz jungen Jungen und kindlichen Mädchen eines Klosters „beherzt“ haben. Diese Bekehrungen waren allerdings in Wirklichkeit wässrige Mägenheiten, durch die man das Auge der Welt auf das arme Kloster lenken und gleichzeitig den bekämpften Priester vernichten wollte. Nach einem aberwiesigen ausgedehnten Theaterpiel gelang dieses auch, fürchterliche Leiden wurden über den Priester verhängt und die beteiligten Kinder und Jungen Tag und Nacht ausgepeitscht und mit dem höllischen und irdischen Strafgericht gequält. Zuletzt wurde der Priester unter den beuchterlichen Zeremonien ansatz Horden von Mönchen lebendig verbrannt.

Es ist durch die Kenntnis der mittelalterlichen Rechtsordnungen der verschiedenen Länder erwiesen, daß alle diese vorgekomme-

nen Geschehnisse ihren Ursprung nicht in der Menschlichkeit, sondern in der Unmenschlichkeit der Inquisition, überflüssig überall die Gemüther schon gerichtet unermessliche Bekehrungen, weil sie von der Einbildung lebte. Das Ketzer- und Hexenverfolgung geübende, „stille Geheiß“, hätte sich durch menschliches Geheiß nicht abergläubig genug, die wässrigen Ueberreste zu überleben. Die Geheiß waren auch schon damals für die Herrschenden nur dazu da, um übertrieben zu werden, und eine sich „humane“ Borkdrift, wie die der Spannerischen Kriminalinquisition von 1763, wonach Kinder unter 14 Jahren (!) nicht unter der Tortur gefragt werden dürfen, es sei denn „Mit der Ruhe mit befehlendheit“, mag allenfalls den Spott jener Entmenschten herausgefordert haben, als „humanitätsvoll“, wie sich solche Leute aussprechen pflegten. Ueberall im Mittelalter haben jene Leute, die sich gern als „Nachfolger“ jenes „göttlichen Kinderfreundes“ bezeichnen, die Schelterhaufen für Kinder anesündet. Im Bistum Bamberg a. B. begann 1625 ein Prozeß, in dessen Verlauf 600 Menschen hingerichtet wurden, nach fürchterlicher Folterungen. Der bischöfliche Bericht hierüber lautet: „Es sind etliche Ueberreste zu überleben. 10 Jahren unter diesen Auerberinnen gewesen; der erste und 22 Finger ist und verbrannt worden, wie sie denn auch Jeter über ihre Mütter geschrien, die sie solche Teufelskunst gelehrt haben. Und hat die Zauberei so überhand genommen, daß auch die Kinder in Schulen und auf den Gassen einander gelehrt haben.“ Ich habe in einem früheren Aufsätze: „Das Verfahren der Inquisition“ auf die Rolle hingewiesen, die Kinder als Zeugen spielen mußten. In jedem Alter wurden ihre Aussagen gewertet, aber nur, wenn sie gegen den Angeklagten waren. Und wenn die Angeklagte ein anderes Mittel nicht hatten, den gemeinlichen, aber heidenhaft, handhabten Angeklagten zu überführen, wurden die kindlichen Zeugen auf die Folter gebracht, wie viele möglich furchtbar wie Tiere verwendet sein, während die fremde Geistlichkeit ebenso frumbe Pfaffen lang und Gebete murmelten. . . „zur größeren Ehre Gottes“ . . .

Der Löffel

Gideon Göbele.

(Nachdruck verboten.)

Bei Geheimrat Strebling war große Soiree. Auto auf Auto fuhr an der Auffahrt der eleganten Villa vor. Dienstbefähigte Portiers geleiteten mondän gekleidete Frauen und schwarzbekleidete Herren vom Wagen ins Haus. Zuletzt war G e r gekommen, Rudolf, der Dichter, zu dessen Ehren die Abendgesellschaft gegeben wurde. Rudolf war ein Jugendfreund des Geheimrats. Sie hatten die gleiche Schulbank gedrückt. Beide stammten sie aus armen und ärmsten Verhältnissen und hatten Not und Sorgen gleichwohl in sich hineingestreckelt. Und beide hatten sie sich unter Anspannung aller Kräfte zu ihrer heutigen Position emporgearbeitet. Der eine war ein gelehrter Arzt und Chirurg geworden, der andere ein weltbekannter Schriftsteller. Was sie aber fernste schied, war ihre hebebeistige Lebensanschauung, während der Geheimrat die Verhältnisse aus denen er kam, als einen dunklen Punkt betrachtete, der es auf jede Weise zu verschleiern galt, sah der Dichter seinen früheren Lebensweg als eine Schule an, die er nicht missen wollte, während Strebling der Erkenntnis buldierte, daß der am besten vorwärts komme, welcher am brutalsten die Elfenbogen zu gebrauchen verstand, hatte Rudolf gelernt, in jedem Lebensweilen die mit-lebende Kreatur zu erblicken. Und während der Arzt seine gesellschaftliche Stellung zäh hielt und sich in ihr wohlfühlend begann, sah der Dichter in ihr lediglich eine Kammer, die er wie so manche andere auf der Wandlung seines Lebens durchschritt und in der keine bleibende Stätte für ihn war.

Stolz führte der Geheimrat den Jugendfreund, den er nach jahrelangem Getrenntsein der Zufall wieder getroffen hatte, durch die hellereuchten Räume seines Hauses. Strahlend stellte er den berühmten Dichter jedem einzelnen seiner Gäste als seinen intimen Freund vor. Er bemerkte gar nicht, wie die Situation ungemächlich zu werden begann und wie er sich danach sehnzte, aus der gedimtenen Atmosphäre herauszukommen. Nach dem Essen sah der Geheimrat mit seinen Gästen im Musikzimmer zusammen. Ein junger Klavierkünstler hatte sich freudig und gern hören lassen. Jetzt wurde Rudolf gebeten, etwas aus seinem Leben zu erzählen. Rudolf lebte mit einer nicht-sagenden Entschuldigung ab, weil es ihm widerstrebe, Erlebnisse einer Gesellschaft preiszugeben, die nur genießerisch unerkennlich und nicht menschlich gefesselt sein wollte. Als ihm diese Weigerung jedoch einen strafenden Blick seines geheimräthlichen Freundes eintrug, raffte er sich auf und begann zu erzählen.

„Es war in meiner Jagdabtheilung, als ich dem Obdachlosen als in der Trödelkiste zu Berlin zum erstenmal einen Besuch abstattete, nicht um Studien zu machen — wie die Herrschaften vielleicht meinen — sondern weil ich ein ganz gewöhnlicher Feld-, Wald- und Viehmaner dazu trieb. Meine Damen und Herren, ich sehe ihren erregten Gesichtern an, daß sie noch niemals in ihrem Leben Hunger gelitten und in einem Obdachlosenheim genächtigt haben. Da verümmeln Sie ganz entschieden etwas, um besterwillen ich sie von ganzem Herzen bedauere.“

Eine ältere Dame, die Gattin eines adelichen Rittergutsbesizers, hülfte hörbar, weil sie sich provozieren fühlte. Ein würdiger Direktor schüttelte bedenklich mit dem Kopf. Und der Geheimrat meinte mit konventionell lächelnder Miene, daß Rudolf lieber über ein weniger verhängnisvolles Thema, a. B. über seine Reisen sprechen sollte.

„Ich werde ja gerade über ein solches Abenteuer schreiben, wenn ich meine Lebensgeschichte“ hat er die Bemerkung des Obdachlosen abgelesen. Er hätte in sich eine gewisse Danksagung gegen die Kränklichkeit, die gegen die Gesellschaft eines um herum auf, bei welcher der Mensch erst da anfing, wo er instand war, mit Traud seiner Kinde und Glanzbedingungen aufzutreten. Rubia sprach er weiter: „Es war gerade Mittagszeit, als ich im „Familienheim“, diesen freundlichen Namen trägt das Berliner Obdachlosenheim, aufkam. Nachdem ich im Aufnahmebüro registriert worden war, wurde ich über einen gefängnisartigen Hof hinweg noch einem nebenanliegenden Gebäude geschickt. Dann ging es einige Treppen hoch und verschiedene Korridore entlang zur Gefangenensalle. Dort stand ein paar Duzend Leute in Reih und Glied. Ich schloß mich hinten an. Es wurde mir ein blechener Korb in die Hand gedrückt. Ich erhielt eine auf riehende Kartoffelluppe verabreicht. Ein ansehnlicher Würfel Getreierfleisch wurde noch nachträglich dazugegeben. Beamter in weißem Kittel probierte die Suppe. Das Personal arbeitete ruhig, freundlich, lautlos, exakt.“

Jetzt wurde ich in einen großen Saal gemiefen, der ansehend Speiseraum und Lagersaal zugleich war. Und hier hatte ich ein Erlebnis, das mich bis ins Mark erschütterte und das ich niemals vergessen werde, selbst wenn ich hundert Jahre alt würde. An langen Tischen und auf Bänken an den Wänden entlang saß die „Familie“. Es waren junge Menschen in zerlumpten Kleidern mit kumpfen Gesichtern. Und es waren alte Menschen in zerlumpten Kleidern mit kumpfen Gesichtern. Eine Resignation, eine Trostlosigkeit, ein Seiden lag in der Luft, das mir die Kehle zu schnürte. Raum ein Wort der geringen Geister auf den Blechgeschichten. Und doch hörte ich hundert, und lauterbestimmig, wie von Sanftener geschmeitert jenes Wort durch den Saal gellen, das der große Tolstoi in die Welt geschleudert haben soll: „Warum muß das alles so sein?“

Ein junger Mensch, der mir zur Seite saß, grinst mich hilde an und fragte, warum ich nicht esse. Obwohl mir der Appetit vergangen war, wollte ich meinen Beschafp keeren, um kein Aufsehen zu erregen. Da entdeckte ich, daß ich keinen Löffel hatte. Ein Wärter, den ich darauf aufmerksam machte, wollte ein Gebelfand haben, das ich nicht bezahlen konnte. Alle meine Ueberredungsversuche konnten ihn nicht bewegen, mir einen Löffel ohne Pfand auszubändigen.

Von einem alten Manne, der mir gegenüber saß, war bemerkt worden, wie ich mich bemühte, mein Essen ohne Löffel mit Hilfe der Finger hinunterzuschlingen. Sein Haar war schloßweiß und hing ihm in klebrigen Strahlen in die Stirn. Sein Gesicht war blattennarbig und untrastet. Aus dem Mund tief ihm der Speichel und trockte auf den Tisch. Mit einer Geste unglücklich rührenden Mitleids bot er mir seinen eigenen Löffel an. Um ihn zu fassen, leckte er ihn mit seiner geschwollenen Zunge ab.

Dies war fast mehr als ich ertragen konnte. Am liebsten wäre ich aufgestanden und davongelaufen. Doch das hätte bestimmt den alten Mann verletzt, der mir einen Dienst hatte erweisen wollen. Dankend nahm ich den dargereichten Löffel in Empfang. Seemlich und verflohen wüßte ich ihn an meinem Tischgenossen ab. Und dann hatte ich mich so weit überunden, daß ich mit dem Löffel des alten Mannes langsam Bissen für Bissen essen konnte. Ich tat es als lebendiges Zeichen dafür, daß ich mich dem Geis als Menschenbruder suachdrig fühlte. Der Name „Familienheim“ hatte für mich plötzlich einen Sinn bekommen. Mauern von überkommenen Vorurteilen und Wände selbstischen Dünkels waren in mir aufkommenebrochen. Ueber dem Löffel des alten Mannes, meine Damen und Herren, bin ich zum Dichter geworden!

Eine Viertelstunde später hatten sämtliche Gäste das Haus des Geheimrats verlassen. Die adeliche Rittergutsbesitzersebrau hatte ihr Aufbrechen mit einem Unfall von Kopfweh entschuldigt. Der Direktor erwartete plötzlich in einer halben Stunde einen nächstlichen Telefonanruf. Die übrigen fanden womöglich noch bessere Ausreden. Alle vermieden sie gekünstlich, dem Dichter Rudolf die Hand zu geben, der es gewagt hatte, sie mit den Inzassen eines Obdachlosens als zu verabschieden.

Als letzter war Rudolf weggegangen. Der Geheimrat aber hatte sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen. Dort saß er in einem Konflikt mit der Hände vors Gesicht geschlagen. Wollen wir ihn darüber trauern lassen, daß er einen gesellschaftlichen Mißerfolg gehabt hatte, oder lassen wir ihn daran erinnern, daß er auch einmal zu Berlin in der Trödelstraße auf der „Familienheim“ geessen hatte?

Welt und Wissen

Im Lande des „blauen Vogels“. Der blaue Vogel ist wie die blaue Blume zu einem Sinnbild der Märchenwelt geworden, und wir haben eigentlich bisher geglaubt, daß dertentige, der aussäe, ihn zu suchen, ihn in dieser Welt nicht finden würde. Aber es gibt ein Land, in dem der blaue Vogel lebt, und zwar ist dies der japanische Vin-Kiu-Urhopel, der aus 70 kleinen Inseln besteht. Professor Peter Schmidt aus Petersburg hat dieses ferne Wunderland besucht und davon in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde erzählt, wie wir einem Bericht D. Hagens in den „Naturwissenschaften“ entnehmen. Trotzdem die Inseln schon seit mehreren Jahrhunderten unter japanischer Herrschaft stehen, hat die Bevölkerung doch noch ihre alte Religion beibehalten und in jedem Dorfe gibt es einen Schamanen. In den Gebirgsdübeln der nördlichen Insel Amomiohima gibt es nun noch besonders seltene Tiere, die nur hier